

«DIE DURCHSICHTIGEN»

Als einer fast aus dem Hochhaus davonflog

Der angolanische Schriftsteller Ondjaki hat einen Roman über Menschen in Luanda geschrieben, wo der Alltag nur mit Humor und Ironie zu bestehen ist.

VON ANJA BENGELSTORFF



Aufschwung und Armut, von Ondjaki hoch poetisch in Szene gesetzt: Chinesischer Bauarbeiter in der angolanischen Hauptstadt Luanda. FOTO: SIPHIWE SIBEKO, REUTERS

Africa rising. Froh darüber, endlich positive Nachrichten über den so oft verloren geglaubten Kontinent verbreiten zu können, zitieren BeobachterInnen Afrikas enthusiastisch die respektablen Wirtschaftswachstumszahlen, verweisen auf Innovationen in der Informationstechnologie und preisen die Energie der jungen Leute Afrikas.

Doch diesem Bild, nur für sich gezeichnet, droht, genau wie dem apokalyptischen Bild der Kriege und Katastrophen, die «Gefahr der einzigen Geschichte», auf die die nigerianische Schriftstellerin Chimamanda Ngozi Adichie hingewiesen hat: Erzählungen aus nur einer Perspektive sind zwar nicht falsch, aber unvollständig. So real die Entwicklungen in Afrika auch sein mögen, haben doch längst nicht alle Menschen am Fortschritt des Kontinents teil.

Nur als Karikatur auszuhalten

Der vor kurzem auf Deutsch erschienene Roman «Die Durchsichtigen» des 38-jährigen angolanischen Schriftstellers Ondjaki führt die LeserInnen an einen Ort, der sehr anschaulich die Schattenseiten des wirtschaftlichen Aufschwungs sowie die Nachwehen eines Jahrzehnte währenden Krieges spiegelt: Angolas Hauptstadt Luanda, noch gezeichnet vom 2002 beendeten Bürgerkrieg. Luanda ist heute aufgrund des Öl-, Diamanten- und Erdgasbooms eine der teuersten Städte der Welt, während das Land selbst zu den ärmsten überhaupt zählt. Aufschwung und Armut: zwei Perspektiven, die einander bei Ondjaki zu vervollständigen suchen.

In Ondjakis Luanda steht ein siebenstöckiges, heruntergekommenes Hochhaus, das «atmete wie ein lebendiges Wesen», wie ein Fels in der Brandung der Geschehnisse. Kontinuierlich überschwemmt Wasser aus einem defekten Rohr den ersten Stock – eine schmerzliche Konstante angesichts chronischen Wassermangels in vielen Gegenden Afrikas. Zu den vom Autor prägnant und liebenswert gezeichneten Männern und Frauen, die sich in diesem Hochhaus eingerichtet haben, gehören etwa MariaCom-Força, die am Strassenrand Grillspiesse verkauft und ihr Handy im Büstenhalter verstaut, oder der stumme Genosse, der perfekt Kartoffeln schälen kann und dazu Jazz von einem uralten Plattenspieler hört, oder Edú, dessen kranker Hoden je nach Wetter an- oder abschwilt und ihm deshalb eine Fernsehkarriere verschaffen soll. Der Vater eines Kleinkriminellen – «orientierungslos aus Berufung stand er früh auf, um mehr Zeit für das Nichtstun zu haben» – verzweifelt angesichts seiner Armut und Sehnsucht nach einer besseren Vergangenheit und stellt das Essen ein. Täglich wird er leichter und durchsichtiger; am Ende hält ihn seine Frau an einem Schnürsenkel um den Knöchel fest, damit er nicht davonfliegt.

Auf der anderen Seite steht die organisierte Korruption in Gestalt von Regierungs-

beamten, denen das Eis für den importierten Whisky nicht kalt genug ist, deren Handlanger mit den Namen DiesMal und AnderMal die kleinen Leute schikanieren und die trotz aller Warnungen direkt unter der Stadt nach Öl bohren lassen – weil sie es können. Naïve TouristInnen werden am Flughafen von Polizisten ein kleines bisschen übers Ohr gehauen; die ironische Beschreibung dieser Szene ist höchst amüsant zu lesen, aber letztlich ist es doch kein ungetrübtes Vergnügen, weil Staatswillkür und die schamlose systematische Bereicherung auf Kosten der BürgerInnen eine Tragödie ist, die einem die Luft raubt.

Und so erweist sich Ondjaki als präziser und zugleich empathischer Beobachter, der seine Gesellschaftskritik in «Die Durchsichtigen» als Satire präsentiert. Weil die Realität der Bestechlichkeit, der Pfingstkirchen, der Beamtenabsurditäten sowie der Gefahren, die von Gier und mangelnder Transparenz in der Regierungsführung ausgehen, eben oft nur als Karikatur auszuhalten ist. Und das nicht nur in Angola.

Kakerlake als Lebensretterin

Der vielfach ausgezeichnete Ondjaki (ein Pseudonym für Ndalu de Almeida), der zurzeit in Brasilien lebt, hat bereits fünfzehn Bücher veröffentlicht. «Die Durchsichtigen» ist nach «Bom dia camaradas» (2006) sein zweiter Roman, der ins Deutsche übertragen wurde.

Wer vom magischen Realismus eines Gabriel García Márquez nicht genug bekommen kann, wer tragikomische Schilderungen menschlichen Auf und Abs liebt, findet in «Die Durchsichtigen» seine Vorlieben meisterhaft bedient. Es ist einer dieser besonderen Romane, die nachklingen. Die man nach der letzten Seite sofort wieder von vorn beginnen will. Und einer voller sinnlicher Eindrücke: Düfte («reife Mangos, nächtliche Tränen, schmutziges Geld»), Geräusche («Salz in den Muscheln») und Farben («das Licht [...] bediente sich des Wassers, um sich in anderem Grau neu zu finden»). Herausragend ist Ondjakis hoch poetische, mit Wortschöpfungen durchsetzte, teils melancholische Sprache. Sätze wie «Der Wind, der das Fenster umspielt, nur um zu zeigen, dass es ihn gibt ...» muss man einfach aus Genuss mehrmals lesen.

Am Ende rettet eine weisse Kakerlake einem US-amerikanischen Wissenschaftler das Leben – unter einer Millionenstadt nach Öl zu bohren, ist eben doch keine gute Idee.



Ondjaki: «Die Durchsichtigen». Aus dem Portugiesischen von Michael Kehler. Verlag Das Wunderhorn. Heidelberg 2015. 341 Seiten. 35 Franken.

KURZFILMTAGE WINTERTHUR

Auf der Suche nach Freiheit in einem gemütlichen Land

Aus dem Bürgerkrieg nach Winterthur: Die syrische Regisseurin Layla Abyad sucht in unterschiedlichen Settings nach den Besonderheiten des politischen Systems in der Schweiz.

VON RAHEL LOCHER

«Die meisten meiner Klassenkameraden sind tot», sagt der elfjährige Ahmad in der westsyrischen Stadt Kusseir mit einem scheuen Lächeln. Er sitzt auf einem farbigen Teppich in einem sonst kargen Raum, im Hintergrund spielen Kinder. Ahmad antwortet ruhig und gefasst. Die Anspannung verrät einzig seine linke Hand, die unablässig in Bewegung ist – um dann seinen letzten Satz zu unterstreichen: «Das ist genug.»

Ahmad ist eines der Kinder, deren Erlebnisse die syrische Filmemacherin Layla Abyad im Kurzfilm «Playground from Hell» vom Dezember 2012 einfängt, den sie unter anderem Namen realisiert hat. Die Kinder berichten vom Leben im Kriegsgebiet, von der Verfolgung ihrer Verwandten, aber sie erzählen auch von ihren Spielen und singen Revolutionslieder – und werden unterbrochen durch den Ruf «Scharfschütze», worauf sich die Kindergruppe rasch zerstreut. Die fünfjährige Malak in Homs sagt, sie lache, wenn die Bombardierung beginne. Um dann doch noch zuzugeben, dass sie manchmal auch Angst bekomme und sich dann hinter ihrer Mutter verstecke – ihr Vater wurde getötet. In «Playground from Hell» überrascht die Ruhe der Kinder, sie wirken fast unbeschwert. Nur ein Junge erzählt schluchzend von der Bombardierung seines Hauses und von einem Nachbarsjungen, der mit einem Messer regelrecht abgeschlachtet wurde.

Die Angst vor dem Tod betrifft alle

Fast drei Jahre später steht Layla Abyad an einem kühlen Oktobernachmittag mit zwei Pappschildern in der Winterthurer Altstadt. «Was bedeutet Freiheit für Sie?» steht auf dem einen Schild, auf dem anderen «Was ist Ihr grösstes Hindernis in Ihrem Leben?». Die Antworten auf die Fragen möchte sie in ihren neuen Kurzfilm einbetten, den sie im Rahmen der Winterthurer Kurzfilmtage produziert (vgl. «Im Exil in Winterthur»). Im Zentrum ihres Films sollen verschiedene Formen politischen Handelns in der Schweiz stehen. Sie filmt etwa an Demonstrationen und an einer SVP-Veranstaltung und beobachtete am Wahlsonntag, wie die SchweizerInnen ihre Wahlzettel in die Urne warfen.

Auf der Strasse erweckt die junge Frau mit ihren Schildern schon bald die Neugier der Vorübergehenden. Sie bleiben stehen, lesen die Fragen, und bald fragt die erste Passantin, ob sie etwas auf das Schild schreiben könne. Abyad reicht ihr und anderen PassantInnen ihre beiden Filzstifte und hört aufmerksam zu, wenn ihr übersetzt wird, was die Leute sagen und schreiben. Sie fragt nach und setzt die Antworten auf beide Fragen in einen Zusammenhang. Bald schon stehen Sätze und Wörter wie «Am Morgen aufstehen», «Die Vergangenheit» und «Meine Gedanken» auf dem Schild mit den Hindernissen. Auf das andere Schild schreibt jemand: «Freiheit bedeutet für mich Ehrlichkeit und Gerechtigkeit.»

Freiheit heisse doch, die Angst vor dem Tod zu überwinden, sagt ein junger Mann. Was meint Abyad dazu, die in einem Land lebt, in dem der Tod allgegenwärtig ist? «Die Angst vor dem Tod betrifft in Syrien alle, und wir führen immer wieder Diskussionen, wie wir damit umgehen sollen», sagt sie. Für Abyad bedeutet Freiheit zweierlei: Freiheit von Angst und von Bedürfnissen. «Das sind aus meiner Sicht die zwei Dinge, die einen am meisten einschränken.»

An der Demo und im Wahllokal

Dass sich Abyad in ihrem Filmprojekt mit dem Begriff der Freiheit auseinandersetzt, ist wohl kein Zufall. Der Ruf nach Freiheit stand zumindest am Anfang des Aufstands in Syrien gegen die Unterdrückung durch die Regierung unter

Baschar al-Assad für viele Menschen zuvorderst. Dies drückte sich etwa in den Aktionen von syrischen KünstlerInnen aus: Der Begriff «Freiheit» stand auf Hunderten von Pingpongballen, die von einem Berg herunterrollten. Er flatterte, auf kleine Zettel geschrieben, aus Luftballons auf die Köpfe jener Sicherheitskräfte, die die Ballons zerschossen hatten. Das Regime antwortete mit Repression auf die Proteste: «In Syrien kann an einer Demonstration alles passieren, die Situation auf der Strasse ist chaotisch, das Demonstrieren risikoreich. Nur junge Menschen nehmen teil, weil man sich schnell bewegen muss.»

Ganz anders erlebte Abyad dies an der Demonstration in Zürich anlässlich des Terroranschlags in Ankara und am ersten verhinderten antifaschistischen Abendspaziergang in Bern: «Auch wenn die Demonstrierenden in Bern von der Polizei umrundet waren, konnten sie telefonieren, rauchen und Kaffee trinken. Sie sassan am Boden und schwatzten. Die Polizisten wirkten gelangweilt.» Es habe für sie wie ein Ritual gewirkt, bei dem die Rollen sehr klar sind.

Als sie an der Wahlveranstaltung der SVP einen SVP-Politiker nach seinem Freiheitsbegriff fragte, verwies dieser auf die politische Unabhängigkeit der Schweiz von internationalem Einfluss und die Unantastbarkeit der Schweizer Gesetze. «Die Antwort war rein politisch, sie entsprach der SVP-Kampagne um die Autonomie der Schweiz gegenüber internationalen Institutionen», meint Abyad. Eine persönliche Antwort habe er in dieser Situation leider nicht gegeben. «Vielleicht hätte ich bei ihm zu Hause beim Abendessen eine andere Definition von Freiheit erhalten.»

Dazu kam es nicht, dafür besuchte Abyad am Wahlsonntag ein Wahlbüro. «Es war süß, all den Menschen an einem regnerischen Sonntagmorgen zuzuschauen. Sie kamen mit Velos,

Im Exil in Winterthur

Für das Projekt «5x5x5», das dieses Jahr zum zweiten Mal im Rahmen der Kurzfilmtage Winterthur stattfindet, drehen fünf RegisseurInnen aus fünf Ländern während fünf Wochen je einen Kurzfilm zum Thema «Im Exil». Sie wohnen in dieser Zeit in Winterthur und werden bei ihrer Arbeit von einer Filmcrew unterstützt.

Die 19. Ausgabe der Internationalen Kurzfilmtage Winterthur dauert vom Dienstag, 3., bis Sonntag, 8. November. In einem Internationalen und einem Schweizer Wettbewerb können die gezeigten Kurzfilme verschiedene Preise gewinnen. Zudem gibt es Themenabende; dieses Jahr steht unter anderem der arabische Raum in verschiedenen Kurzfilmprogrammen im Fokus.

Die Premiere von Layla Abyads Film sowie der Filme ihrer vier KollegInnen ist am Samstag, 7. November, um 17 Uhr im Theater Winterthur. Anschliessend findet ein Filmgespräch statt.

www.kurzfilmtage.ch

mit Schirmen durch den Regen und standen Schlange, um ihre Stimme in die Urne zu werfen.» Die Wahl sei so entspannt gewesen, dass man sich wundern könne, wieso diese Form der Demokratie an anderen Orten nicht existiert.

Sowieso erhält man im Gespräch mit Abyad den Eindruck: In der Schweiz sind bis hin zur Polizei alle ruhig und gemütlich, alles verläuft reibungslos. Sie meint, dass die Gründe für das gute Funktionieren der politischen Institutionen in der Geschichte des Landes zu finden seien – doch dieser Geschichte nachzugehen, das wäre ein anderes Filmprojekt.